



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die deutsche Heeresfolge im Süden : aus Schwaben.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die deutsche Heeresfolge im Süden.

(Aus Schwaben.)

Stuttgart, 26. Juli.

Die Julisonne, welche sonst die Völkerwanderung des Friedens, den bunten Schwall der Reisenden gesehn, blickt heute ehernen Auges auf die ungeheure Schaar deutscher Krieger, die zu todtbringendem Spiele dem Rheine zu ziehen. Noch nie hat sich ein solches Heer zu deutschem Kampfe versammelt. Nur ein Mal, im Schreckensjahre 1812, folgten alle deutschen Stämme demselben Kriegsgebote, aber es war die Heeresfolge der Knechtschaft, die sie leisteten. Heut scheinen die Massen, die der wälische Imperator vor zwei Menschenaltern über die Weichsel trieb, um sie seinem Herrscherwahne zu opfern, wieder aufgestanden und bringen die rächende Antwort in vollern Chor dem neuen Napoleon entgegen. Wir harren mit erhobenen Herzen und unser Segenswunsch beflügelt ihren stolzen Marsch.

Noch vor einem Jahre galt dem Patrioten für unmöglich oder nur für ein Werk der langsam reifenden Zeit, was jetzt ein einziger Tag vollzogen: die Brücken führen über den deutschen Rubicon; der Mainbund ist geschlossen, der die schmählische Erinnerung des Rheinbundes sühnt. Indem diese Zeilen geschrieben werden, tritt der Kronprinz von Preußen das Commando der Südarmee an, mit jedem Schritt vorwärts mächtiger anschwellend wälzt sich das zweite Heer über den Neck und den Schwarzwald dem Vorposten deutscher Ehre, dem treuen Baden zu. Mit gleicher Inbrunst wie den Heersäulen des Nordens, die gerades Wegs auf den Feind eilen, geleiten wir den friedlichen Eroberungszug, welcher sich über die Mainbrücken ergießend die vom Alp der Sondergelüste befreiten Waffengenossen aufnimmt. Möglicher Weise wartet ihrer eine ähnliche Aufgabe wie die war, welche ihr nunmehriger Führer bei Chlum löste. An ihre Tapferkeit wird die höchste Anforderung gestellt und wir vertrauen, sie werden jede Probe bestehen; vielleicht nur um so mehr, weil es ihnen nicht ganz ohne Selbstüberwindung gelang, die große Lösung zu finden. —

Württemberg schließt den Ring der deutschen Lande, die wider die un-
Grenzboten III. 1870.

erträgliche fremde Tyrannei aufgestanden sind. Die Bündnißverträge sind in Wahrheit. Die Gegner von 1866 stehen als Waffengenossen in einem und demselben Lager, sie stehen zusammen, eben um die Errungenschaften von 1866 zu vertheidigen. Zum erstenmal ein großer Krieg, der nicht mit der Schmach des Bruderzwistes beginnt!

Es traf sich günstig, daß wir Schwaben als die letzten uns auszusprechen hatten. So blieb uns keine Wahl. Nachdem von München die Kunde von der Spaltung und Niederlage der „Patrioten“ eingetroffen war, war die Sache auch im Stuttgarter Ständesaal entschieden. Zwar König und Ministerium hatten schon früher ihre bestimmten Beschlüsse gefaßt, und auch an einer Mehrheit in der Kammer war von Anfang an nicht zu zweifeln. Daß aber diese Mehrheit zur Einstimmigkeit wurde, die Beobachterpartei freiwillig auf einen hoffnungslosen Widerstand verzichtete, die Gelehrten des casus foederis sich Schweigen auferlegten und so ein würdiger Act diese Kundgebungen deutscher Kammern schloß, war doch jener Zwangslage zu verdanken. Sie ersparte uns einen Ausbruch müßiger Recriminationen, auf den man noch am Vorabend gefaßt sein mußte.

Und so darf man sich heute der fast unverhofften Freude hingeben, daß die systematische Bearbeitung, durch welche die süddeutschen Bevölkerungen von ihrer nationalen Pflicht abspenstig gemacht werden sollten, in der entscheidenden Probe sich unmächtig erwiesen hat. Gerade für den jetzigen Fall, für den nun ausgebrochenen Krieg zwischen Frankreich und Preußen hatte der „Beobachter“ seit Jahren seine Verführungskünste geübt. Sie schienen erfolgreich, so lange es sich um ein theoretisches Gezänk handelte; als der Kriegsruf erscholl, fielen sie zu Boden. Bis zum letzten Tage waren der Beobachter und seine ultramontanen Collegen ihrer bisherigen Rolle treu geblieben; nur etwas feiner und vorsichtiger hatten sie es getrieben, als die bairischen Pfaffenblätter. Es ist ein dynastischer Krieg, sagten sie, der das Volk nichts angeht, am wenigsten das süddeutsche Volk, das jetzt vor Allem den Vasallenvertrag zu kündigen hat. Was hat es auch für ein Interesse, für hohenzollerischen Ehrgeiz oder fürstliche Empfindlichkeiten seine Haut zu Markte zu tragen? In Frankreich wie in Deutschland verabscheut das Volk den Krieg, den die Cäsaren beginnen. Mögen die Cäsaren mit ihren Horden ihn allein ausfechten. Ruhiges Blut, Widerstand gegen den deutschen Chauvinismus ist, was jetzt dem deutschen Demokraten geziemt. Aber während diese Melodien täglich wiederholt wurden, begegnete es denen, die sie pfliffen, daß sie auf einmal ohne Hörer waren; sie wandten sich um, und die Offiziere sahen sich ohne Armee. Das verdroß sie, und sie zogen es vor, nicht länger die steifen Catone zu spielen. Noch in der Nummer des Beobachters vom 20. Juli stand ein großer Artikel zum Lob der Neutralität

Süddeutschlands, weil es sonst in die unangenehme Lage gerathen würde, zum Kriegsschauplatz zu werden. An demselben Tage erklärte Carl Mayer öffentlich, daß er seinen Widerstand aufgebe. „Wir hatten geglaubt, daß die Volkspartei im Stande sein werde, die Consequenzen ihrer Politik zu ziehen“ — naiver hat niemals eine politische Partei selbst das Urtheil über sich gesprochen.

Man kann nicht gerade sagen, daß vom ersten Tage an eine entschiedene Einmüthigkeit für die Sache des nationalen Krieges herrschte. Das konnte man in der That nicht erwarten, nachdem noch eben durch die Leiter der Volkspartei das Land zum Haß gegen Preußen eingeschworen worden war. Aber das zeigte sich gleich, daß die guten Elemente überwogen. Wie die Dinge in Paris und Gmß verliefen, das packte doch das Herz jedes ehrlichen Deutschen, und nach wenigen Tagen war der Strom der öffentlichen Meinung so mächtig geworden, daß die dissentirenden Stimmen verschwanden oder doch sich zurückzogen, zum Theil sich für den Augenblick mit fortreißen ließen. Es war jetzt nicht mehr räthlich, öffentlich die niederträchtigen Reden zu führen, wie man sie sonst wohl hier zu Lande vernehmen mußte. Und vielfach wurde das Bedürfniß laut, über die bisher trennenden Parteiunterschiede hinweg sich versöhnlich die Hand zu reichen.

Als am 16. Juli die deutsche Partei zu Stuttgart den Anfang mit einer nationalen Kundgebung machte, war es ihr noch nicht gelungen, die andern Parteien zur Mitwirkung zu vermögen. Auf dem Lande aber kostete es weniger Umstände, die bisherigen Dissidien zu vergessen. Die Resolutionen der Stuttgarter Niederhalle vom 16. Juli machten die Kunde durch die Städte des Landes, und fast überall traten die deutsche Partei und die Volkspartei zu gemeinschaftlichen Kundgebungen zusammen. Es muß anerkannt werden, daß die letztere, ihren Führern den Gehorsam auffagend, es sich angelegen sein ließ, an Eifer von den Andern sich nicht übertreffen zu lassen. An entschiedener Verurtheilung des fremden Uebermuths, an Betheuerung der Opferwilligkeit und Anerkennung des nationalen Charakters dieses Krieges ließ die Volkspartei nichts fehlen, wenn sie auch zuweilen einen Vorbehalt wegen des Jahrs 1866 machte, das nun einmal die Billigung dieser Partei noch nicht gefunden hat. Als man hörte, daß der Eigensinn der Parteiführer in Stuttgart sich weigerte, der allgemeinen Strömung zu folgen, unternahmen die Wähler den Versuch auf dieselben einzuwirken. So erhielten Becher, Schott u. A. Zuschriften aus ihren Wahlbezirken, worin ihnen nachdrücklich die nationale Pflicht eingeschärft wurde, und selbst bei K. Mayer, dem Unfehlbaren, fand sich eine Deputation ein, welche es wagte, ihm das souveräne Mißfallen der Wähler von Besigheim über die Beobachterpolitik auszudrücken. Noch vor wenigen Wochen rühmte sich der Ebengenannte,

150.000 freie schwäbische Männer hinter sich zu haben. Jetzt sah er sich veranlaßt, den Beistand der Stuttgarter Polizeimannschaft zum Schutze seiner Persönlichkeit in Anspruch zu nehmen.

Während so die öffentliche Meinung immer kräftiger sich aussprach, der größte Theil der Presse seine Schuldigkeit that und bereits an Universität und Polytechnikum die Jugend begeistert unter die Freiwilligen sich stellte, war noch immer die Sorge die, zu welcher Haltung dem ausbrechenden Krieg gegenüber Krone und Regierung sich entschließen würden. Wer der Wandlungen des Ministers Varnbüler sich erinnerte, konnte nichts weniger als zu rosigter Vertrauensstimmung sich aufgefordert fühlen. Im Gegentheil lag es nahe, daß wenn das Volk seinen nationalen Impulsen Worte verleihe, es zugleich die Ersetzung Varnbülers durch einen vertrauenswürdigen Mann verlangte. Gleichwohl nahm man davon Abstand, da man aus dem Ministerium fortwährend durch die beruhigendsten Versicherungen erfreut wurde. Als besonders zuverlässig wurde zwar nicht Varnbüler, aber Suckow und Scheurlen, die Minister des Kriegs und des Innern geschildert. Nach der Rückkehr des Königs, hieß es, werde das Land durch nationale Entschlüsse überrascht werden, die nichts zu wünschen übrig ließen. Der König war am 11. Juli, also gerade als die Dinge am kritischsten standen, nach St. Moritz in Graubündten abgereist. Zwei Tage später war die kriegerische Wendung entschieden. Mit begreiflicher Ungeduld, die von Tag zu Tag wuchs, wurde die Abwesenheit des Königs empfunden. In Folge der dringenden Nachrichten, die er aus Stuttgart erhielt, sah er sich denn auch zur Rückreise bewogen, und noch am Tage seiner Rückkehr, Sonntag den 17. Juli, wurde ein Ministerrath gehalten, der über die politische Haltung entschied und die Mobilmachung des Heeres beschloß. Gleichwohl erfolgte auch jetzt noch keine officiële Ankündigung an das Land, was die Argwöhnischen sich so zurechtlegten, als ob die letzten Schwankungen noch nicht überwunden seien, während anderseits dieser Aufschub vielmehr eine günstige Auslegung erhielt; wie es denn allerdings Thatsache ist, daß dadurch der französische Gesandte um mehrere Tage zurückgehalten und so eine werthvolle Spanne Zeit gewonnen wurde. Auch daß die Kammer auf den 21. Juli einberufen wurde, unterlag verschiedenen Auffassungen. Die Einen sahen darin ein Mittel der Regierung, für sich selbst noch Zeit zu gewinnen. Andere waren überzeugt, daß die Kammer, in welcher die bekannten Richtungen überwogen, dadurch vor vollendete Thatsachen geführt, in eine Zwangslage gebracht werden sollte.

Wie dem auch sei, die politische Mittheilung, welche Herr v. Varnbüler am 21. Juli der Kammer machte, zeigte, daß die Regierung rückhaltlos sich für die nationale Sache entschieden hatte und das Allianzverhältniß mit allen Konsequenzen anerkannte. Auch dies blieb nicht unbemerkt, daß Varnbüler's

Rede frei war von der geſſentlich particulariſtiſchen Färbung, welche der Kriegsminiſter Freiherr v. Franck bei ſeiner Darlegung für die bayriſche Kammer für zweckmäßig erachtet hatte. Anderſeits war es klar, daß die württembergiſche Kammer jezt allerdings in einer Zwangslage ſich befand. Wenn Bayern ſich für den nationalen Krieg entſchieden hatte, konnte Württemberg nicht, wie die Großdeutſchen wollten, neutral bleiben. Allseitig war man einverſtanden, daß keine Zeit mehr zu Reden, und die Creditsforderung ſo raſch als möglich zu erledigen ſei. Doch konnten ſich 38 demokratiſche und ultramontane Abgeordnete nicht enthalten, ihre Abſtimmung vom 22. Juli mit einer Erklärung zu begleiten, worin ſie das Werk von 1866 als die Urſache dieſes Kriegs bezeichnen — als ob ein Menſch daran zweifelte und als ob nicht darin eben das größte Compliment für das „Werk von 1866“ läge — und ihr Votum einzig durch die bedrohte Integrität des deutſchen Landes motivirt wurde. Die erſte Kammer trat dem Beſchluſſ gleichfalls einſtimmig bei. Noch am ſelben Abend wurden die Stände wieder verſagt.

Ob die Stimmung, welche jezt unzweifelhaft im Lande dominiert, nicht ein leicht aufflackerndes Feuer, ſondern eine nachhaltige Flamme iſt, muß ſich erſt noch zeigen. Es wäre gewagt, ſchon jezt zu behaupten, daß die Bevölkerung ſich gründlich von einer Partei abgewendet habe, deren Agitation ohne Zweifel mit zu den Berechnungen der Pariſer Kriegspartei gehört hat. Am eheſten iſt zu hoffen, daß unter den Soldaten, die nun mit ihren Waffenbrüdern im Felde ſtehen, die Spuren einer verbrecheriſchen Beeinflußung verſchwinden, die ſie zum Theil aus den Landbezirken mitbrachten. Namentlich bei Denen, die aus katholiſchen Bezirken kamen, wollte man Anzeichen einer künstlichen Verhezung bemerken. Doch waren dieſe Ausnahmen. Im Ganzen wurde der Geiſt der Einberufenen als gut und patriotiſch geſchildert. Die Stimmung der Offiziere läßt nichts zu wüncſhen übrig. Sie brennen vor Begierde, ſich des nationalen Krieges würdig zu erweiſen.

Unſere neuen Heereſeinrichtungen haben ſich ſchon im Stadium der Vorbereitung verheiſungsvoll bewährt. Die Mobilmachung ging nach einem vom frühern Kriegsminiſter, Freih. v. Wagner, nach preußiſchem Vorbild entworfenen Plan raſch und ohne Störung vor ſich. Und die Ruhe und Präciſion, mit welcher in kürzeſter Friſt die von ſeinem Nachfolger, dem General v. Suckow, getroffenen Maßregeln ausgeführt wurden, faſt ohne daß das Publicum ihrer gewahr wurde, ſtach gegen die Kopfloſigkeit und allgemeine Verwirrung des Jahres 1866 auf's Vortheilhafteſte ab. Und ſo begleiten wir denn auch das württembergiſche Contingent des deutſchen Heeres mit unſern heißeſten Wüncſchen. Möge das gemeinſam vergoſſene Blut zum feſten Kitt werden für alle Zeiten!